

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Vestelgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13698. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorrat 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 3.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die jährige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Postgebäude. Telefon: 2721.

## Tageskalender.

Der frühere Reichstagspräsident Graf Ballestrem ist gestorben.

Etwa 12000 Wiener Schneider werden am 1. Januar 1911 die Arbeit einstellen.

In Marokko unternahm Frankreich einen Vorstoß zur Erweiterung seiner Macht.

Der Kaiser von China erließ ein Edikt, das die Ausarbeitung eines konstitutionellen Programms mit einem verantwortlichen Kabinett an der Spitze anordnet.

## Die Prügelpädagogik auf der Anklagebank.

Leipzig, 27. Dezember.

Nicht weniger als anderthalb Jahre hat es gedauert, bis der „beleidigte Gerichtstisch“ in dem Fall des Mielczyner Prügelpastors und seiner Gehilfen Sühne verschafft wurde, und man kann es schon fast als ein Wunder begrüßen, daß die Schuldigen wirklich noch der rächenden Nemesis verfielen und nicht vielmehr, wie das in unzähligen andern Fällen geschehen ist, der Vorwärts auf die Anklagebank zitiert wurde, der die Breithaupt'sche Folterpraxis ans Licht der Öffentlichkeit brachte. Es hatte ja zuerst ganz den Anschein, als ob auch diese Staatsanwaltschaft in der im Reich der vollendetsten Rechtsgarantien üblichen Weise verlaufen würde. Als der Vorwärts im Sommer 1909 seine aufsehenerregenden Mitteilungen über die Zustände in der dem Berliner Magistrat unterstehenden Fürsorgeerziehungsanstalt Mielczyn veröffentlichte, versuchte nicht nur der Prügelpastor selbst, sondern auch die heillos kompromittierte Aufsichtsbehörde die Dinge als übertrieben und unerwiesen hinzustellen, wobei beide die tatkräftige Unterstützung der bürgerlichen Presse und besonders auch der Berliner magistrats-offiziösen Freisinnblätter fanden.

Der gute Wille, den Skandal zu vertuschen, war also vorhanden, und wenn das trotzdem nicht gelungen ist, so liegt das einerseits an der Kritik der sozialdemokratischen Presse und dem entschiedenen Vorgehen unsrer Genossen im Berliner Stadtverordnetenkollegium und andererseits auch an der Natur der durch die amtliche Untersuchung festgestellten Mißhandlungsfälle selbst. Die Mielczyner „Erziehungs“methode hat in den zehntägigen Verhandlungen vor dem Berliner Landgericht einen furchtbaren Zusammenbruch erlebt und in ihrem Falle zugleich das gesamte öffentliche Fürsorgeerziehungssystem

unsrer herrschenden Klassen mit in die Tiefe gerissen. Das mußte selbst das Gericht anerkennen, dessen Vorsitzender in der Urteilsbegründung betonte, Breithaupt habe durch sein in keiner Weise entschuldigbares Verhalten dem ganzen Fürsorgeerziehungssystem einen unendlichen Schaden zugefügt. Man kann, wenn man das Resultat der gerichtlichen Untersuchung überblickt, darüber im Zweifel sein, wer durch diese Feststellungen mehr kompromittiert ist und wer den größeren Teil der Schuld an den in Mielczyn im Namen der offiziellen Fürsorgeerziehung verübten unmenschlichen Roheiten und Brutalitäten trägt: der prügelnde „Diener der christlichen Nächstenliebe“ und seine ebenso frommen Gehilfen oder die städtische Aufsichtsbehörde, die den Betrieb der Anstalt einem für diesen verantwortlichen Posten gänzlich ungeeigneten, nicht die Spur einer pädagogischen Vorbildung besitzenden Mann überließ und sich um das Schicksal der von ihr überwiesenen Zöglinge absolut nicht kümmerte. Die Anstalt Mielczyn war ganz neu eingerichtet, alles war, als sie in Betrieb genommen wurde, noch unfertig. Sie besaß keinen Lehrer, keine Bibliothek, keine auch nur halbwegs genügende ärztliche Aufsicht, ja nicht einmal, was doch bei der Art der dort geübten „Erziehung“ gewissermaßen eine Voraussetzung des Anstaltsbetriebs überhaupt war, ein Arrestkloster. Die Anstalt gehörte dem Evangelischen Verein für Waisenspflege in der Dittmar, der dort Germanisierungspolitik treiben wollte; die Stadt Berlin lieferte hierzu — gegen entsprechende Unterhaltsbeiträge natürlich — das nötige menschliche Material. Der von dem Verein zur Leitung der Anstalt eingesetzte Hilfsprediger Breithaupt stammte aus einer Pastorenfamilie und vor dem zündendsten seiner Anstellung befindenden Pastor Matthies offenbar schon dadurch für den Posten hinlänglich prädestiniert. Denn irgendwelche pädagogische Eigenschaften, die ihn als Jugendzieher geeignet erscheinen ließen, noch dazu für ein so schwer zu erzielendes Material, wie es hier vorlag, besaß Breithaupt nicht. Er hatte sich zuerst der militärischen Karriere zugewandt, da er aber einen Herzfehler besaß und sich außerdem mit dem geistlichen Geschäft ebensogut Geld verdienen ließ, wandte er sich diesem zu und studierte Gottesgelahrtheit. Nachdem er hierin ausgereizt und auch einige Jahre als Hilfsprediger „gearbeitet“ hatte, fühlte er sich hinlänglich zum Jugendzieher qualifiziert. Als Breithaupt durch die Protektion des Pastors Matthies im Frühjahr 1909 an die Spitze der Mielczyner Anstalt berufen wurde, brachte er nicht mehr Kenntnisse zu seinem neuen Berufe mit, als sie etwa aus ein Unteroffizier besessen hätte. Der zuständige Dezerent des Berliner Magistrats hatte aber trotzdem gegen seine Anstellung nichts einzuwenden. Und ebenso wie mit dem Vorsteher selbst sah es mit seinen Gehilfen aus. Handwerker oder Kaufleute, die in ihrem Berufe geschäftlich, mit den Strafgefangenen in Konflikt gekommen oder auch dem Alkohol-

teufel verfallen und dann in den Bodelschwingschen Anstalten „gerettet“ worden waren — das war das Erziehungspersonal von Mielczyn. Ob es in andern Fürsorgeerziehungsanstalten viel besser aussieht, kann gluglich bezweifelt werden.

Bei solchen Vorbedingungen darf man sich nicht wundern, wenn auch die Resultate danach waren. Die Anstalt Mielczyn hat nur wenige Monate bestanden, aber was in dieser kurzen Zeit an moralischen Werten, von den körperlichen und geistigen Schäden der Breithaupt'schen Zöglinge ganz abgesehen, zugrunde gerichtet worden ist, ist unüberschaubar. Es würde zu weit führen, wenn wir hier auch nur den Versuch machen wollten, die Ergebnisse der zehntägigen Verhandlungen kurz wiederzugeben. Selbst der Staatsanwalt nahm in seinem Plaidoyer 57 Fälle der schweren Körperverletzung, Freiheitsberaubung und der Anstiftung zu ihnen für Breithaupt als juristisch einwandfrei erwiesen an, wovon das Gericht allerdings noch 24 ausschied. In Wirklichkeit war die Zahl der Mißhandlungsfälle viel größer, da die Staatsanwaltschaft das Prügelrecht ausdrücklich anerkannte und eine strafbare Handlung nur dann als vorliegend erachtete, wenn mehr als 50 Hiebe auf einmal verabreicht worden waren. Und wie wurde von dem würdigen Seelsorger und Jugendzieher geprügelt! 25, 50, 100, ja sogar 200 Hiebe mit der Keit- oder Kloppeitsche, dem Gummiknüppel oder, wenn es gerade paßte, auch mit „Hochwürdens“ Spazierstock — das waren so die Strafen, die der Herr von Mielczyn für zum Teil lächerlich geringe Vergehen verhängte, von den diversen Ohrfeigen, Faustschlägen und liebevollen Segenswünschen wie: „Mag der Hund krepieren!“ ganz abgesehen. Die übrigen Zöglinge mußten zum Teil diesen Exekutionen zusehen und die Verprügelten selbst die Zahl der ihnen verabreichten Peitschenhiebe nachzählen. Und wehe, wenn sie dabei einen Hieb zuviel zählten! Einer der also Gefolterten ließ es sich bekommen, den 74. für den 75. Hieb anzugeben, und mußte dafür die Prügelprozedur noch einmal von vorn über sich ergehen lassen. Und war dann die Exekution vorüber, dann flogen die Gemarterten tagelang bei Wasser und Brot in den dunklen Keller und bekamen dort nicht einmal eine Decke oder Matratze, um sich notdürftig vor der Kälte zu schützen. Dafür wurden sie aber mit Handschellen und Fußfesseln versehen und zwar so, daß sie weder gerade stehen noch richtig liegen konnten. Mit einem Wort: die von dem Mielczyner Diener der christlichen Nächstenliebe angewandten Foltermethoden hielten jeden Vergleich mit den Schrecknissen der russischen Gefängniszellen aus. Ärzte, die einige der mißhandelten Zöglinge nach deren Flucht aus der Anstalt untersuchten, fanden die Körper mit eiternden Wunden und blutunterlaufenen Flecken bedeckt, und die Narben der Verletzungen trugen die Mißhandelten noch heute als dauerndes Andenken an diesen eigenartigen Versuch der

## Seuilleton.

### Rutland.

Erzählung von Jonas Lie.

Aus dem Norwegischen überseht von Emilie Stein.

87) Nachdruck verboten. Es war gleichsam wie eine Unterhaltung, daß die Uhr so ungewohnt in der Stube tickte, und Kristensen, der einen Fuß übers Knie geschlagen hatte, nahm ab und zu seine Taschenuhr hervor und verglich sie mit dem Gang der Zeiger auf der Uhrscheibe. Auch Madam Kristensen blinnte von Zeit zu Zeit zu der Stuhluhr hinüber; ihr Inneres aber war tief und schwer beklommen. Ihre Gedanken suchten den Sohn — wo er wohl jetzt sein möchte? — Daß er an diesem Abend ihrer dachte... und des Vaters... und dieser Stube, dessen war sie sicher... Diese Uhr, die da tickte, war etwas Fremdes — es war, als sei sie an seine Stelle gesetzt und machte alles nur um so kälter und trübseliger...  
Jetzt nahm Kristensen den Deckel seiner Taschenuhr ab, und rückwärts gebeugt begann er beim Licht zu enträtseln, was auf der Hohlfläche des altemodischen Silbermantels eingeritzt stand. Er blieb lange so sitzen und starrte darauf hin und verfiel mehr und mehr in Gedanken...  
Seine Frau mußte zu ihm hinüberblicken. Es ging augenscheinlich in seinem Innersten etwas vor... etwas, das ihn bewegte. Er sah ordentlich schön aus, aber auch so traurig. Zuletzt konnte sie nicht mehr schweigen. „Aber Kristensen...“ fragte sie aus einem ängstlichen Instinkt heraus, „was hast du bloß?“  
„Nichts, nichts!...“ „Ich las bloß, was in dem Silbermantel geschrieben steht.“  
„Run, was steht da?“

„Ei, nur ein Datum, das ich einmal einrichte: „der 27. April 1829.“  
„War das vielleicht damals, als du die Uhr bekamst?“  
„Nein... das nicht...“  
„Was denn?“  
„Es war damals, als ich dich bekam!... Es war der Tag, als du zum erstenmal an Bord des Rutland kamst.“  
„Und das hast du... da... eingeritzt...“  
„Ja!“  
Mehr wurde an diesem Weihnachtsabend nicht gesprochen, aber es war in sie beide etwas gekommen, was den Abend wirklich feierlich machte, obwohl Madam Kristensen nichts zu sagen wagte; sie fühlte gut genug, daß sie kein Wort sprechen konnte, ohne daß es auf Vernt Bezug hatte.  
Weihnachten verging mit dunkeln Tagen und beständigem Schneegestöber. Es war fast kein Mensch auf der Straße zu sehen, und die wenigen halbverschneiten Gestalten, die sich draußen zeigten, hatten offenbar große Eile, wieder unter Dach zu kommen. Ab und zu kam irgendbein Schiffsreederei oder sonst ein hoher Herr im Spizhalslitten mit Schellengeläute vorsichtig die schräge Bahn herabgefahren auf dem Wege hinaus aufs Eis.  
Aus dem Fensterahmen leuchtete schon um drei Uhr nachmittags das Licht der brennenden Lampe.  
Abends war Kristensen zumeist im Klub, wo es in diesen guten Zeiten recht lebhaft zugeht. Da saßen die Kapitäne, die sich in zwei Jahren ihr Schiff verdient hatten, und unter ihnen waren einige, die ihn dazu bewegen wollten, Geld in neuen Spekulationen anzulegen. Aber Kristensen war keiner von denjenigen, die sich mit andern zusammentun, wenn er auch im übrigen fand, daß das Danebenstehen und Klänanhören nichts koste.  
Daher war er immer in recht guter Laune, und es machte ihm Vergnügen, seiner Frau alles zu erzählen, was da oben im Klub vorging. Diese großen Zeiten brachten die Leute ja total um den Verstand! und er er-

zählte ein Beispiel von Berrücktheit nach dem andern...  
„Ist alles Puff...“ sagte er... „bloßer Puff! Aber das ist ihre Sache. Ich habe mich mein Lebtag gerackert — ja bis auf die letzten Jahre — um meine Stellung zu halten; die wollen es auf einen Wurf haben — und dann darauf Geld ausleihen. Ja ja, eine Weile geht es ja, und wer sich aus der Affäre zieht, kann ja sein Glück machen. Aber ich denke, es wird manch einer das böse Nachschauen haben.“  
Er saß eben beim Tisch und hatte Kaffee getrunken, als der Bote die Stadtzeitung in die Türe steckte. Sie enthielt wenig Text und viele Anzeigen; aber eben an diesen war jedes Wörtchen von Interesse. Es waren die Stadtangelegenheiten, kleine und große, die jeden Sonnabend da Neuue passierten und von allen Seiten glöstert wurden. Kristensen begann sie zu überfliegen, gab seiner Frau, die mit ihrem weißen Feiertagsstrickzeug daneben saß, diese und jene Neuigkeit bekannt und tauschte Bemerkungen mit ihr. Seine Blicke streiften einige Amtsbeschlüsse und kleine Notizen und hasteten erst an der allerletzten...  
„Merkwürdig, daß das gelbe Fieber sich nie in Europa zeigt,“ sagte er. „Ich sah es in Spanien nie, und im Mittelmeer ist es auch nicht, obwohl so viele Schiffe nach Amerika hin und her gehen. Na, in Neu-Orleans haben sie es jetzt gehört! Es soll eine ganze Seuche draußen auf dem Hafen sein, und die Leute sterben wie Fliegen weg. Einige Fahrzeuge haben die halbe Mannschaft verloren, darunter auch viele norwegische. Aber was hast du?“  
„Neu... Neu...“ Sie sprang auf, schnappte ihm blitzschnell die Zeitung fort und nahm sie zum Fenster. Dort blieb sie lange unbeweglich stehen und starrte hinein... „Neu-Orleans!“ — brachte sie endlich hervor... „Kristensen! — Dort ist Vernt ja gerade!“ — Sie ließ das Blatt fallen. „Und ich, ich weiß nicht, ob wir ihn noch haben!... ob mein Junge am Leben ist!“